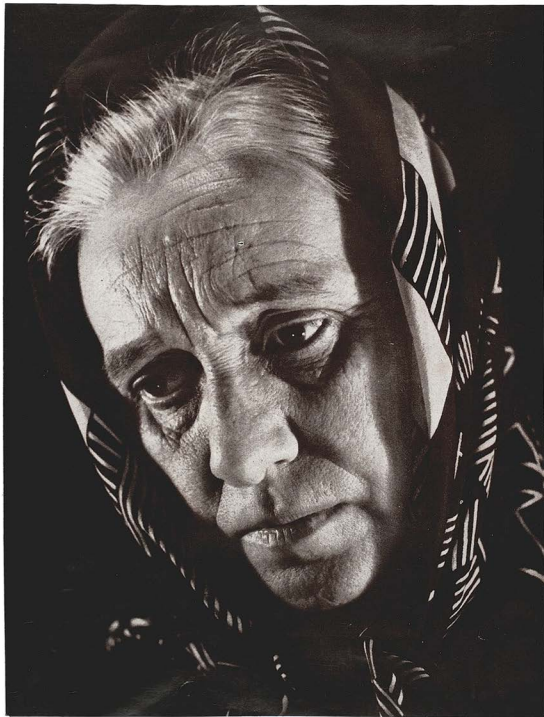


Postort: München

J U G E N D

NUMMER 7 / 1937

PREIS 60 PFENNIG



Und das Leben war Mühe und Sorge

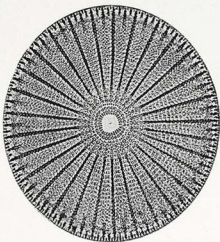
Aufn. Otto Jilauer

KUNSTFORMEN IN DER NATUR



Oben:
Diatomeen, eine Fundgrube
für reizvolle Formgebilde

Rechts:
Arachnidiscus (200x)

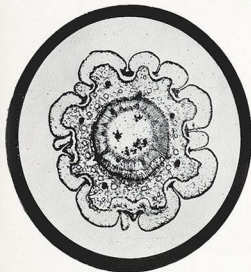


Noch immer viel zu wenig schöpfen wir Anregungen aus dem Reiche der Natur, wo sie uns in zahlreicher Vielseitigkeit geboten werden. Wir haben es dabei nicht nötig, geschulter Biologe zu sein, um die Einzelfunktionen aller Teile zu wissen; viel wichtiger ist Schauen, ist ein offenes Auge für die Schönheit von Formen und Linien.

Ein Blick an das Mikroskop läßt aus einer zunächst bunt durcheinander erscheinenden Vielheit klare Gebilde erstehen. Wunderbare Rundformen z. B. liefern Diatomeen und Querschnitte. Durchweg geht es um immer neue und andere Gebilde.

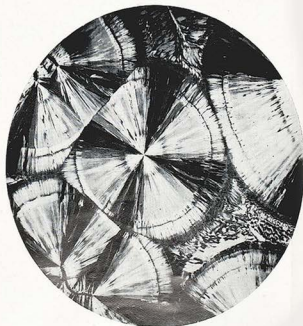
Nicht Systematik und Pedanterie dürfen von einer Naturbetrachtung zurückhalten. Denn das ist für uns nicht das Wichtigste. Wesentlich bleibt, daß wir Formen von reiner Klarheit sehen, die unser Verstehen und Schaffen schulen, uns der Empfänglichkeit für elementaren Gehalt näher bringen, über den allein wahre Kunstwerke entstehen.

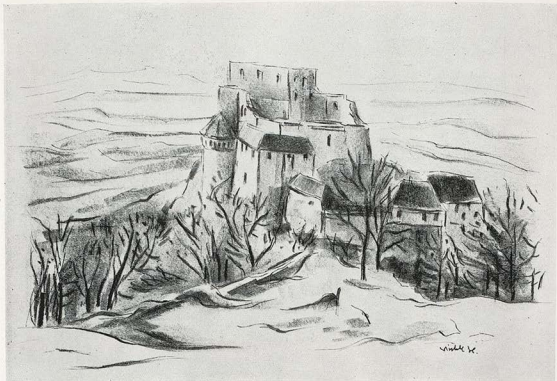
4 Aufn. R. Wesche, Barleben



Oben:
Picea excelsa (18x)

Rechts:
Salicin-Rosetten in polarisiertem Licht (30x)





Ruine Rechberg im Schwäbischen

Reinh. Winkle

ADRIENNE UND DIE GLÜHLAMPEN

Erzählung von Hermann Knothe

Es war in den ersten Jahren unseres Jahrhunderts. Wolfram Gaffel schrieb an einer Oper in drei Akten. Das Werk war in großen Zügen festgelegt. Im Grunde fehlte dem Komponisten nur noch eine volksliedhafte Melodie, die seine Heldin Adrienne zu Beginn des zweiten Aktes singen sollte. Gaffel wünschte, daß es eine ganz einfache Weise sei, aber so einschmeigend und berückend, daß niemand am Abend der Aufführung das Opernhaus verlassen könne, ohne dieses Thema zu summen. Gaffel mühte sich tagelang, wochenlang, die rührende Melodie zu finden. Vergeblich. Das Großstadtleben schenkte ihm die Eingebung nicht.

Eines Tages traf er das Ehepaar Freytag auf der Straße. Diese Freunde besaßen im Taunus ein kleines Waldhaus, in dem Gaffel schon manche Wochen komponierend zugebracht hatte. Kaum waren ein paar Worte gewechselt, da wurde dem Tonsetzer klar, daß er sein Adrienne-Lied finden würde. Er bat Freytags um Erlaubnis, seinen Wohnsitz wieder für einige Zeit dorthin verlegen zu dürfen. Die Bitte wurde ihm gern erfüllt.

Das Haus der Freytags lag tief versteckt im Walde. Bahnstation war eine hübsche kleine Taunusstadt. Von dort mußte man noch eine halbe Stunde zu Fuß gehen. Wer vom Dasein des verschwundenen Schloßchens nichts wußte, würde es kaum jemals gefunden haben.

Gaffel langweilte sich auf der Bahnfahrt. Ihm gegenüber im Abteil saß nur ein weibliches Wesen von so unscheinbarem Äußeren, daß er keine Lust empfand, eine Unterhaltung anzuknüpfen. Schließlich fuhr der Zug, der sich niemals schnell vorwärts bewegt hatte, noch langsamer. Gaffel und seine Reisegefährtin erhoben sich, um das Gepäck aus dem Netz zu nehmen. Die Lokomotive hielt, und die Abteiltüren wurden geöffnet.

Die Dame, ein kleines und anscheinend sehr leichtes Köfferchen in der Hand schwingend, begann, während sie sich zum Aussteigen anschickte, eine Melodie vor sich hinzusummen.

Gaffel horchte auf wie ein altes Soldatenpferd, das ein Signal wiedererkennt. Das — das war es, was er brauchte! Diese Weise; schlicht, süß, ohne süßlich zu sein...

Verflücht! Wo war die Sängerin geblieben? Dort, schon weit weg auf dem Bahnsteig! Gaffel sprang ihr nach. Da war sie schon durch die Sperre. Er zwängte sich rücksichtslos in die Menge ein. Da war sie schon verschwunden.

Gaffel ließ sein Gepäck an der Bahn, rannte in das Städtchen und begann aufs Geratewohl zu suchen. Natürlich war alles Nachforschen vergeblich. Sollte er die Menschen anhalten und auskundschaften: Haben Sie vielleicht ein weibliches Wesen von unbestimmtem Äußeren und unbestimmtem Alter gesehen? Höchst mißmutig bezog Gaffel sein Waldhaus. Er versuchte, die ersehnte Melodie aus den paar Tönen, die ihm haften geblieben waren, aufzubauen. Fruchtloses Unternehmen!

Gaffel ließ sein armer Teufel. Er hatte in seinem jungen Leben schon manches Gute geschrieben. Zwar erntete er „klingenden“ Lohn, aber er klang selten nach Münze. Jeden Morgen mußte er selbst in das Städtchen hinuntergehen, um das Essen für den Tag einzukaufen. Er war sein eigener Koch, sein Stubenmädchen. Sparsam leben, nichts unnötig ausgeben, mit allen Anschaffungen warten, bis einmal „Adrienne“ etwas abwerfen würde! Das Haus im Wald war dunkel. Gaffel liebte helle Räume. Dennoch erlaubte er es sich erst am Abend, eine Arbeitslampe anzustecken. Das Licht, das er verbrauchte, mußte er selbst bezahlen; außerdem war die Mehrzahl der Kohlenfadenbirnen, die man damals benutzte, dem Ende ihrer Spendekraft näher als dem Beginn.

Gaffel dachte gar nicht mehr über sein Adrienne-Lied nach; alles Bemühen war doch umsonst. Er schrieb an anderen Teilen der Oper. Doch noch niemals war, ihm der Genius dieses Ortes weniger hold gewesen als jetzt.

Eines Nachmittags erschienen Herr und Frau Freytag. Das war



Dämon Winter

Aufn. Othmar Tatzel

eine angenehme Unterbrechung der Einsamkeit. Gaffel wollte es sich in seiner Freude etwas kosten lassen. Zu Ehren der Gäste schaltete er das Licht in allen Räumen ein, damit sie ihr Haus in seiner ganzen Schönheit sähen. Kaum hatte die Besichtigung der wohlvertrauten Räume begonnen — da klingelte es von neuem an der Haustür. Allgemeine Überraschung! Wer konnte sich in diese Einsiedelei verirrt haben? Gaffel öffnete. Der Telegraphenbote, der vom Städtchen heraufgekommen war! Neues Erstaunen; wer schickte dem einsamen Junggesellen in seine Zufucht eine Depesche? Der Direktor der Oper drahtete, er interessiere sich lebhaft für „Adrienne“; Gaffel möge sofort zurückkommen und aus dem Manuskript vorspielen.

Der junge Tonsetzer war außer sich vor Freude. Der Telegraphenbote bekam ein dickes Trinkgeld, Freytags wurden in einem Jubeltanz herumgewirbelt. Die Freunde verstanden Gaffels Erregung. Damit er in seiner frohen Stimmung nicht allein bleibe, beschlossen sie sogleich, mit ihm zu fahren. Gaffel warf seine Siebensachen in den Handkoffer, in größter Hast wurde das Haus verschlossen, und im Laufschrift ging es an die Bahn.

Es verstrichen einige Wochen. Gaffel gab die fertigen Teile von „Adrienne“ zu Gehör und hatte großen Erfolg. Aber jedesmal, wenn der glückliche Komponist Beifall ertete, pflegte er, ver schämt lächelnd, zu sagen: Sie kennen noch nicht das Lied, das Adrienne am Anfang des zweiten Aktes singt...!

Dann, wenn er allein war, überkam ihn Verzweiflung. Denn dieses vielversprechende Lied gab es noch nicht und — was schlimmer war — wollte sich auch nicht einfinden. Die Melodien, die ihn heimsuchten, waren entweder zu schwer oder zu leicht oder nicht zart genug.

Gaffel versuchte es noch einmal mit ein paar Tagen im Freytagischen Waldhaus. Nach den Wochen der Aufregungen tat ihm bereits die Bahnfahrt wohl; am meisten erfrischte der Aufstieg durch die einsame Schneise. In gehobener Stimmung schloß er die schwere alte Pforte des Landhauses auf.

Aber er prallte zurück. Hier sind Einbrecher! Lichter brannten. Gaffel war nicht feige. Doch er hatte keine Waffe bei sich. Auf Zehenspitzen schlich er sich ein. Von Zimmer zu Zimmer suchte er in Nischen und hinter Türen Deckung. Nichts regte sich. Kein besonderer Laut und keine fremde Erscheinung. Gaffels Herz, das anfangs wütend gepocht hatte, begann, sich zu beruhigen. Der junge Mensch fing an, nachzudenken. Sein Blick umfing eine Birne, die vor ihm brannte. Sie leuchtete trüb wie ein Öllämp-

chen, und das Glas hatte schwarzen Beschlag. Eine andere, die daneben, an der gleichen Krone angebracht war, brannte nicht; dafür war sie so dunkel, als decke sie ein Trauerflor...

Mit einem Schlage erkannte Gaffel, was geschehen war. Damals, als das Telegamm kam und man in größter Eile das Haus verließ, hatte er sämtliche Lichter brennen lassen!

Zuerst empfand er tiefe Freude darüber, daß er es nicht mit Einbrechern zu tun hatte. Dann überfiel ihn ein Schrecken. Wieviel Schaden hatte seine Hast angerichtet! Die meisten Birnen waren ausgebrannt, die anderen flackerten nur noch. Und der Strom, der in der Zwischenzeit verbraucht worden war!

Gaffel überzählte seine Barschaft. Ein wahres Unglück. Jetzt mußte er sein bißchen Geld für neue Glühlampen ausgeben. Und wovon sollte er nachher leben?

Er kämpfte mit sich. Er beschloß, wenigstens einige neue Birnen zu kaufen.

So heiter, wie er heraufgekommen war, so bedrückten Herzens stieg er die Schneise hinab. Am Eingang des Städtchens erkundigte er sich nach Läden, in denen man Glühlampen kaufen könne. Es gäbe nur einen dieser Art, erklärte man ihm und wies ihm den Weg.

Gaffel betrat das kleine Geschäft und fragte nach dem Preis der Birnen. Es wurden im einige Lampen vorgelegt.

„Wie bitte?“ In seiner Zerstretheit hatte er kein Wort verstanden. Dann begann er zu begreifen. Der Preis, der ihm genannt wurde, schien ihm riesig hoch.

Er sah vom Ladentisch auf. Plötzlich stieß er einen Schrei aus. Die Person, die ihm die Lampen anbot, war das Fräulein, das beim Verlassen des Zuges sein künftiges Lied geträllert hatte! Wenige Minuten später stand die alte Volksweise, die jenes Mädchen in der hessischen Heimat erlernt hatte, auf Gaffels Notizblock. Und sofort war ihm klar, wie er die Melodie umstellen würde.

Halb außer sich vor Siegesbewußtsein kaufte er so viel Birnen, wie ihm seine Barschaft erlaubte.

„Sie wissen gar nicht, was Sie mir mit diesem Lied für ein Geschenk gemacht haben, Fräulein... Wie heißen Sie denn? Mit dem Vornamen, meine ich!“

„Och“, entgegnete die Verkäuferin zögernd, „ich habe so einen komischen Namen.“

„Na, was ist er denn?“

„Adrienne.“

DIE FILM - JUGEND

CONDOTTIERI:

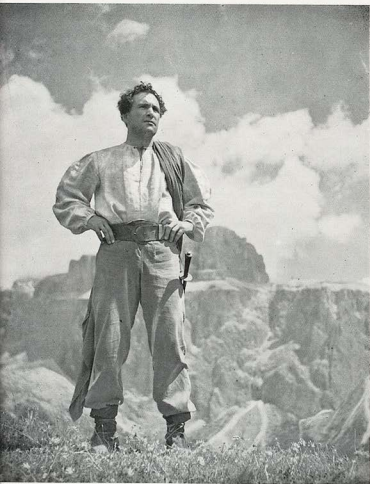
Der deutsch-italienische Gemeinschaftsfilm „Condottieri“ ist ein Hochgesang auf alles Große und Schöne, auf die Tapferkeit und auf die Lauterkeit der Herzen. „Condottieri“ ist die Verwirklichung eines Traums des Darstellers und Regisseurs Luis Trenker, der mit diesem gigantischen Werk zeigen will, was der Film von heute vermag, wenn eine große Idee und ein großes Können ihm Richtung und Gestalt geben.

Luis Trenker

Der Kämpfer und Künstler

Wer mit Trenker arbeitet, lernt den „Götz“ auswendig. Und Trenker hat Grund dazu, das klassische Zitat reichlich anzuwenden. Den Grund und auch das Recht. Luis Trenker müht alles an seiner eigenen Leistung. Was kann er dafür, daß die anderen da nicht mitkommen? Er ist einer der vitalsten Menschen unseres Jahrhunderts, eine von den kernigen Naturen, die nicht umzubringen sind. Aber niemals vergeudet Trenker seine Kräfte im Genuß. Sein Leben gehört der Arbeit. Es passiert bei jedem Film hundertmal, daß seine Mitarbeiter wie die Fliegen umfallen, vor Müdigkeit und Hitze und zu

wenig Schlaf. Luis Trenker ist dann noch springlebendig. Er stutzt dann wohl ein wenig und zieht die Stirne kraus, weil er eigentlich weiterarbeiten wollte, aber dann packt er seine Leute ins Auto und schaffert sie ins Quartier, auf Straßen, die einen geüben und ausgeruhten Wagenlenker grau und zittrig machen können. Dieser schier beispiellose Kräfteüberschuß bestimmt auch das Schaffen des Künstlers Luis Trenker. Der Film wurde für ihn der große Daseinsinhalt. In verblüffend kurzer Zeit wurde aus dem Darsteller Trenker der Spielleiter, der Filmschöpfer. In seinen Händen wurde und wird alles zum Leben erweckt, wird das Kleine und Kleinste ein



Ereignis und ein Stück von einem großen Ganzen. Dieses Wirken im Universellen hat zuletzt die internationale Bedeutung Luis Trenkers entschieden.

Ohne Kampf ist dies Leben undenkbar. Das Leben schenkt uns nichts, und auch Luis Trenker mußte zugreifen und mit dem Engel des Tobias ringen: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!“ Ein Kampf um des Kampfes willen wäre längst verëbbt und versandet, Trenker jedoch hat ein Ziel, das des immer neuen Einsatzes wert ist. Und dieses Ziel ist die Verteidigung alles Großen und Edlen in der Welt gegen den Ansturm des Gemeinen und Flachen und Müßigen. Das ist wie eine Flamme, die Trenker auf seinem Wege vorangeht.

Jeder seiner Filme ist ein Bekenntnis dieser hohen und idealistischen Weltanschauung. Und das ist das Große an Trenker: er debattiert nicht, er trägt nicht vor, er gestaltet! Er zwingt uns seine Auffassung vom Dasein auf, indem er das, was wir wollen, uns vorlebt. Und darum ist Luis Trenker immer sein eigener Darsteller, darum genügt es ihm nicht, ein Drehbuch zu schreiben. Er weiß, daß er alles von Anfang bis Ende selbst schaffen muß, alles! Dieses „Muß“ ist ihm nie eine lästige Verpflichtung. Er ist unermüdet aus Begeisterung, aus einem inneren Drange. Luis Trenker hat die Unrast des Schöpfers, der nur zu gut weiß, daß er nie vollenden kann. „Daß du nicht enden kannst, das macht dich groß!“ Das Dichterwort ist ihm aber keine Beruhigung und kein eitles Spiegelbild, es setzt nicht Fett bei ihm an, es wird ihm täglich zu immer neuem Antrieb.

CONDOTTIERI — Inhaltsangabe

Zwei Monate schon belagert Cesare Borgia die Burg des Herzogs von Lombardo, aber noch immer widersteht die Feste. Da trifft ein gut gezielter Schuß den Herzog, und Catarina, sein Weib, kann ihm nur noch die Augen zudrücken und ihm das Schwert aus der Hand nehmen. Ihr Entschluß, die Burg weiter zu verteidigen, wird zunichte gemacht: ein Soldat Borgias hat die Mauer an einer abgelegenen Stelle überstiegen und Giovanni, ihr einziges Kind, geraubt. Giovanni in den Händen der Belagerer, als Tauschobjekt! Um das Leben ihres Kindes zu retten, gibt Catarina die Burg auf, verläßt mit ein paar Getreuen die Gegend und wandert dann, trotz der Versicherung des ungehinderten Abzugs, heimlich in die unwegsamen Berge. Hier reift Giovanni zum Manne heran. Wohl gleicht er, als er nach dem Tod seiner Mutter von dannen zieht, eher einem Bauern als einem Herzog, aber der alte Stolz derer von Lombardo ist in ihm rege, und es ist sein Wille, die Burg seiner Väter zurückzugewinnen.

In der Lombardei rasseln die Trommeln der Werber, der Condottieri Malatesta lagert in der Gegend von Florenz, und zu ihm stößt Giovanni. Er gibt den Söldnern, die ihn wegen seines Aussehens hänseln wollen, ein schneidige Lektion, und sein Draufgängertum macht die vier Haudegen Pedro, Birbo, Barbo und Sanzio zu seinen Freunden. Aber Giovanni wird nie einer von den Soldknechten werden, nach dem ersten Rausch des Blutes und des Beutemachens meldet sich sein besseres Ich, und es gelingt ihm, seine vier Freunde zu überreden, mit ihm nach der Lombardenburg zu ziehen. Der Vogt des Kastells wird überrumpelt, bald geht die Fahne Giovanni's auf dem höchsten Turm der Burg hoch.

Malatesta, Borgia und die anderen Gegner der Lombardi setzen es durch, daß der Rat von Florenz Giovanni auffordert, sich vor Gericht zu verantworten. Und während Nino, ein Troubadour, auf Giovanni's Geheiß das Land durchzieht, ein Lied singend, das nur noch eine kennt: Maria, Giovanni's kindliche Spiegelfahrin, reitet der junge Lombardo nach Florenz und entkräftet dort die gegen ihn vorgebrachten Anklagen.

Auch Giovanni stellt eine Miliz auf, einen Heerhaufen aus Freiwilligen, die nicht dem Lockruf des Soldes, sondern der Parole: „Für ein geeintes und größeres Vaterland!“ folgen. Im Gegensatz zu den bunten Söldnerscharen der anderen tragen Giovanni's Anhänger eine einheitliche Tracht. Sie schwören einen feierlichen Eid bis zum letzten Blutstropfen für ein geeintes Vaterland zu kämpfen.

Der starke Zulauf, der Giovanni's Haufen vergrößert, erschreckt die Condottieri. Malatesta schickt seine schöne Kurtisane Tullia zu Giovanni, damit sie heimlich Gift in seinen Becher trüffel. Aber Tullia, von einer immer stärkeren Zuneigung zu dem jungen Lombardo erfaßt, entdeckt ihm das Komplott. Am nächsten Morgen reitet Giovanni mit den Seinen nach Florenz, der Rat der Stadt soll einmal erkennen, was wirkliche Soldaten sind! Gewaltig ist der Eindruck, den die straffe Disziplin der schwarzen Scharen macht, aber Malatesta und seine Umgebung



erzwingen es, daß Giovanni des Hochverrats beschuldigt und in den Kerker geworfen wird. Ein übermächtiges Aufgebot hält Giovanni's Leute in Schach, sie laufen verwirrt und enttäuscht auseinander. Nur die vier Freunde Giovanni's sind auf dem Posten. Sie dringen nachts in den Kerker ein, machen die Wächter nieder und bringen den Getreteten in Freiheit. Unterdessen zieht Nino mit seinem Marienlied durch die Lande. Ein zweites Lied hat er gelernt: das große Werbelied für Giovanni, für die Freiheit und für die schönere Zukunft. Und überall wird seine Stimme gehört und sein Wort verstanden. Giovanni aber wandert mit seinen vier Getreuen in die Berge von Savoyen. Auf einer Hochgebirgswald findet er die Gefährtin seiner Kindheit, Maria. Das Lied, das sie sang, hat sie ihm verraten. Die so lange Getrennten nähern sich nun in einem traumhaften Wiedererkennen. Maria folgt ihrem Giovanni im Kleid eines Pagen, auch dann, als dieser im Heerhaufen des französischen Condottieri d'Argentiere nach Florenz marschiert. Und hier, in Florenz, stößt Giovanni mit seinem alten Gegner Malatesta zusammen. Ihr wütender Zweikampf ist das Signal zu einem ungeheuren Aufruhr. Aus allen Gassen strömen die Anhänger Giovanni's herbei. Malatesta ist im Duell unterlegen, aber

Giovanni hat ihm, einem Rat Maria's folgend, das Leben geschenkt. Freudenfeuer verkündeten den Triumph Giovanni's und seiner guten Sache. Der Heilige Vater in Rom gibt ihm den Segen, und jetzt kann der junge Lombardo Maria zum Altar führen. Eine ganze Nation genießt das Glück eines längst verdienten Friedens. Aber Malatesta hat inzwischen Verbündete gefunden. Ein gewaltiger Heerwurf dringt in das Land ein. Giovanni führt ihm seine Truppen entgegen. Fürchterlich ist die Schlacht, und schon neigt sich das Kriegsglück Malatesta zu. Giovanni ist von einer Kugel getroffen und muß sich den Arm amputieren lassen. Das Siegesgeschrei der Feinde dringt bis in sein Zelt. Da läßt der todwunde Mann sich sein Schwert geben und erhebt sich mit seiner letzten Kraft. Der eine Arm, der ihm geblieben ist, trägt das Schwert. Und dieses Schwert schleudert er den Feinden entgegen. Für die Seinen ist das ein Signal, wie ein Kail in die Front der Gegner vorzustößen, und ehe der Tag verdimmert, ist die Schlacht für Giovanni entschieden. In Giovanni's Zelt aber stehen Offiziere und Soldaten um ein Totenbett. Drei Kerzen brennen zu Häupten Giovanni's und geben seinem Antlitz die Majestät des Todes und die steinerne Größe der Unsterblichkeit.

WILHELM RAABE über Lesen und Bücher

Erst durch Lesen lernt man, wieviel man ungelesen lassen kann.

Man soll nur Bücher lesen, vor denen man in den großen Krisen des Lebens keinen Ekel empfindet.

Es gibt gewachsenen Boden und aufgeschütteten.
Es gibt Werke, die aus gewachsenem und solche, die auf geschüttetem Boden gewachsen sind.

Durch die wirklichen Bücher fassen wir den Geist, der außerhalb von soundsoviel Drucklettern, soundsoviel Druckpapier und des mehr oder weniger bunten Umschlages steht, und sagen einfach, d. h. mit bebendem Herzen: „Da haben wir ihn!“

Ein drollig Buch, das sich durch Generationen lebendig erhält, ist immer ein ernst anzusehendes Buch.

Es ist am Ende doch nur der Ernst in den Büchern, welcher sie erhält.

Hans Arthur Thies und Alfons von Csibulka: „Der deutsche Soldat in der Anekdote“. Mit Buchschmuck von Otto Resch. Verlag Braun & Schneider, München, 1936. 120 Seiten in Taschenformat. Geschenkeinband Ganzleinen 2,80, geheftet 1,90 RM.

Hinderburgs Wort: „Erstes erlebt der Soldat genug; aber sich freuen und wieder einmal lachen will der Mann!“ ist diesem Buch verpflichtend vorangesetzt. In einer geschlossenen Meisterleistung, der Otto Resch mit sparsamsten Mitteln wirkenden Buchschmuck einfügte, haben seine Verfasser das Wort unseres größten Feldherrn befolgt. Im gesamten deutschen Soldatenschrifttum gibt es kein Werk — sei es auch noch so gründlich und umfassend —, das, wie dieses unscheinbare schmale Band, uns den Geist wahren Soldatentums aus drei Jahrhunderten so trefflich nahebringt vermöchte. Den alten und den jungen Soldaten wird beim Lesen, oder wenn daraus vorgelesen wird, das Zwerchfell schütteren oder das Herz höher schlagen. Denn es ist ein Buch — nach Form und Inhalt ein echtes Brevier —, das man gern, auch in Brotbeutel und Tornister, mitnehmen wird, um daraus vorzulesen. In stiller oder lauter Freude wird sich jeder einreihen in die lachende Mannschaft, die für Deutschland seit je marschiert.

In dem Bilde des Soldaten, das hier in elf herrlich geschlossenen Stücken*) geschaffen wurde, wird jeder, der mit Leib und Seele Soldat war oder ist, sich, die Kameraden und seine Führer wiedersehen und erkennen. Das Vorbild, das die junge Mannschaft aus diesem Buche anspricht, ist verpflichtend für das ganze Leben: „Seid ihr — wie wir! Werdet echte Soldaten — ganze Männer!“

So wünscht die „Jugend“, daß dieses Soldaten-Brevier besonders der Jugend in die Hand komme. Ihr Jungen — nehmt es mit auf eure Fahrten, eure Märsche — bildet euch an diesem Vorbilde, das euch ergreift und erhebt! Lernt daraus, daß karge Worte im Leben des Soldaten Taten bedeuten und seine Taten viele Worte erübrigen können! Erich Homuth

Hans Arthur Thies:

Auf dem Feldherrnhügel

Der Marquis d'Argens besuchte Friedrich II. gegen Ende des Siebenjährigen Krieges in Leipzig, zu einer Zeit, wo nach des Königs eigenen Worten alles drunter und drüber ging. Der Marquis fand den königlichen Feldherrn in einem Zimmer auf dem Boden sitzend und — seine Hunde fütternd. Mit einem Stöckchen hielt er Ordnung, daß jedes Windspiel sein Teil bekäme, und der erstaunte d'Argens schlug die Hände über dem Kopf zusammen: „Wie werden sich doch die fünf großen Mächte



von Europa, die sich wider den Herrn von Preußen verschworen haben, den Kopf zerbrechen, was er jetzt tue! Sie werden etwa glauben, er mache einen gefährlichen Plan zum nächsten Feldzug, er sammle Gelder, oder er besorge die Magazine für Mann und Pferde, oder er entwürfe Negotiationen, um seine Feinde zu trennen und sich neue Alliierte zu schaffen. Nichts von alledem! Er sitzt ruhig in seinem Zimmer und füttert seine Hunde.“

Dieses Gleichmut bewahrte der König auch in der Stunde, wo die Würfel fielen. Als

er mit seinem Heer in der Neumark stand, den Russen gegenüber, die sich am jenseitigen Flußufer sammelten, ritt er, nur begleitet von seinem Adjutanten und einem Reitknecht, hinunter an den Fluß. Der Adjutant machte ihn auf die Gefahr aufmerksam; aber er richtete sein Fernrohr aus und begann zu beobachten. Sofort eröffnete eine vorgeschobene russische Batterie von drüben das Feuer, und die Kugeln schlugen ringsherum ein. „Euer Majestät sind hier in augenscheinlicher Gefahr!“, riefte ihn der Adjutant am Rock, „Hut und Mantel sind schon grau von der spritzenden Erde!“ Immer beobachtend, murmelte Friedrich: „Wenn Er sich fürchtet, so reißt Er nur zurück!“ Erst als alle Beobachtungen gemacht waren, sagte er zum Reitknecht: „Nun ist's gut, nun kannst du zusammenpacken!“ Und ritt achtlos und unbekümmert durch den beständigen Kugelregen zurück. Vor der Schlacht bei Leuthen gab er — nach seiner berühmten Ansprache — dem Offizier, der ihn mit einem Reiterzug während der Kämpfe decken sollte, den Auftrag: „Er verläßt mich nicht und gibt acht, daß ich dem Feinde nicht in die Hände falle. Bleibe ich, so bedeckt Er den Körper gleich mit seinem Mantel und läßt einen Wagen holen. Er legt den Körper in den Wagen und sagt keinem ein Wort. Die Schlacht geht weiter, und der Feind — der wird geschlagen!“

Das Beispiel dieses „Lehrmeisters der Kaltblütigkeit“ wirkte auch auf anders gearbete Temperamente nach. Der alte Blücher war gewiß kein Mann der Seelenruhe und des Generalstabes, sondern ein wilder Haudegen und Draufgänger: aber wenn ihn die Ruhe überkam, dann gründlich, dann wurde sie zur Nilpferdhaute. Bei Großgörschen ging es hoch her, aber „mitten mang“ stand Blücher, in aller Seelenruhe seine Pfeife rauchend. War sie leer, so reichte er sie über die Schulter zurück, und sein treuer Piepenmeister Hennemann gab ihm eine frischgestopfte. Blüchers Umgebung drängte schon lange von dem gefährlichen Pfister weg; aber der Marschall stand bombenfest und paffte weiter. Plötzlich rief alles: „Exzellenz, eine Granate!“ und eine Erdfontäne ging hoch. Aber der Alte sah nur mit verächtlicher Gebärde zu, wie sie krepierete, und sagte: „I, so laßt doch den Deubel!“ Und reichte seine Pfeife über die Schulter.

In dem Gefecht bei Hainau gab er dieser Gemütsruhe gerade im brenzlichsten Augenblick drastisch Ausdruck. Ein Adjutant kam auf den Feldherrnhügel gesprangt und rief in höchster Aufregung mit schicksalsschwangerer Stimme: „Mein Kommandeur

läßt Ihnen melden: die Franzosen stehen in ihren Rücken. Napoleon dringt in Eilmärschen vor!“ — „Sagen Sie Ihrem Kommandeur, ich sei sehr erfreut“, antwortete Blücher, „denn wenn das stimmt, so ist der Racker von Napoleon auf dem rechten Wege, mir eine besondere Ehre zu erweisen, zu der er nur von hinten kommen kann!“

Im belagerten Kolberg fand Gneisenau Anlaß, seine Offiziere mit einer knappen Bemerkung zusammenzureißen. Als Major und Festungskommandant gab er gerade im Kreise seiner Offiziere die Befehle aus, als plötzlich zwei französische Kanonenkugeln heulend und furchend durch die Luft fuhren. Damals flogen die Kugeln noch langsamer, und so konnte man ihnen wohl auch einen Begleitter unterlegen. Diese zwei nun flogen so dicht über die Köpfe weg, daß es in den Ohren dröhnte und einige Offiziere sich umsahen. Da sagte



*) Inhalt: Bunt ist der Rock / Drauf mit Blücher / Nur mit der Ruhe / Ein rauher, aber herrlicher Ton / Auf dem Feldherrnhügel / Husarenstreiche / Der Lorbeer des Soldaten / Ein rechtes Wort am rechten Ort / Und dann die kleinen Mädchen / Soldaten-Diplomaten / Einer für alle — alle für einen.

Gneisenau streng: „Meine Herren, ich bitte, hier auf nichts weiter zu hören als auf das, was ich ihnen diktiere!“

Selbst ein König kann einmal die Nerven verlieren. Als in der Schlacht bei Königgrätz die preußischen Batterien zurückführen und das berühmte Haar, an dem alles hängt, immer dünner und dünner wurde, ging die Erregung auch auf König Wilhelm über. Er trommelte mit den Fingern auf dem Tisch: „Wie wird das ausgehen?“ — und nur Moltke bewahrte in der allgemeinen Spannung seine unerschütterliche Gelassenheit. Er wandte sich zum König und sagte: „Euer Majestät gewinnen heute nicht nur eine Schlacht, sondern den ganzen Feldzug.“ Das brachte einige Aufklärung. Als aber nach längerer Zeit das strategische Barometer wieder von Veränderlich zu Schlechtwetter schwankte, empfand sogar Bismarck das lebhafteste Bedürfnis, etwas Klarer zu sehen. Da er aber wußte, daß Moltke, der große Schweiger, jetzt zu keinem weiteren Wort mehr zu bringen sein würde, dachte er sich einen Meisterstreich aus. Er ging zu dem Feldherrn, zog sein Zigarrenetui, in dem sich nur zwei Zigarren befanden und hielt es ihm hin. Moltke nahm sich eine Zigarre. Obwohl nun keine Silbe gefallen war, kam Bismarck sichtlich beruhigt, geradezu vernügt zurück. Am Abend, nach gewonnener Schlacht, gab er die Erklärung: „Moltke suchte in aller Seelenruhe die bessere aus — und da hab' ich mir gesagt, wenn er das noch kann, dann muß es ja sehr gut um uns stehen!“ Und er fügte hinzu: „Ich habe dann die schlechte selber geraucht; aber ich kann versichern, daß mir noch nie eine Zigarre so gut geschmeckt hat!“

Im Januar 1871, als Garibaldi den Franzosen zu Hilfe eilte und der General von Werder aufzudeckende Berichte von der Lisaine schickte: daß es besser wäre zurückzuweichen, sich zu sammeln, neue Pläne zu fassen, sagte Moltke nur: „Euer Majestät werden wohl genehmigen, daß dem General von Werder geantwortet werde, er habe einfach stehenzubleiben und den Feind da zu schlagen, wo er ihn findet“

Diese „Ruhe in der Unruhe“, das unschätzbare Erbe aus einer harten Schule, hat im Weltkrieg ihre sichtbarste Verkörperung in Hindenburg gefunden.

Zu Füßen der Anhöhe, auf der Hindenburg während der Schlacht bei Tannenberg mit seinem Stabe stand, kamen fliehende Bauern vorbei, die in höchster Aufregung riefen: „Macht euch fort! Die Russen sind durchgebrochen! Sie kommen!“ Anfangs zollten die Offiziere diesen Rufen keine Aufmerksamkeit, zumal sie sahen, wie ruhig Hindenburgs Gesicht blieb. Als aber bald wieder Schwärme von Flüchtlingen mit Sack und Pack vorüberhasteten und schrien: „Die Russen sind da! Sie kommen! Sie sind hinter uns!“ ging doch eine gewisse Unruhe durch die Umgebung. Man blickte auf Hindenburg, gespannt, was er sagen würde. — Der Marschall machte nur eine kleine Handbewegung zu seinem Adjutanten: „Da, unter meinem Tisch, steht so schöne blaue Erika. Man soll einen Strauß davon pflücken und meiner Frau nach Hannover schicken.“ Das rann wie Knochenleim in alle Glieder, und von da an sah keiner mehr den andern zittern. Dem gewöhnlichen Sterblichen bleibt diese Härting der Nerven zu „Stahlbändern der Seele“ immer ein Rätsel, und so braucht es uns nicht zu wundern, daß der eine oder andere zu gegebener Stunde versucht hat, hinter das teure Geheimnis zu kommen. Indes, die besten Geheimnisse können bekanntlich nicht verraten, sondern müssen erlernt werden. Ein Zivilist fragte Hindenburg einmal, was er zu tun pflege, wenn er aufgeregt sei. „Nun, da pfeife ich!“ antwortete der Feldmarschall. Das genützte dem Wißbegierigen noch nicht; er bohrte weiter: „Aber ich erinnere mich gar nicht, Exzellenz jemals pfeifen gehört zu haben!“ — „Stimmt!“ lächelte Hindenburg, „Ich regte mich auch nie auf!“

Aus: H. A. Thies und A. v. Cizbulka: „Der deutsche Soldat in der Anekdote“ Verlag Braun & Schneider, München, 1936. Ganzleinen 2,80 RM.

Aus polizeilichen Protokollen

Infolge seiner vorerhellten Wirkkraft war seine Ehe schon nach einem Vierteljahr mit einem Zwillingpaar gesegnet...

Er schoß den Jäger ins hintere Bein...

Mein Sohn war zuvorkommend und schlug ihm mit dem Säbel auf den Kopf...

Er ist der einzige Auswuchs von sieben Geschwistern. Die anderen sind alle brav...

Der Verletzte befindet sich in großer Lebensgefahr, denn er steht in Behandlung von Dr. Weber...

Er ergriff den Müller und, nachdem er ihn tüchtig gebeutelt hatte, auch die Flucht...

Meier genoß früher den schlechtesten Ruf, ist aber seit einiger Zeit unheilbar geisteskrank...

Schulz ist ein roher, unbotmäßiger Mensch, der jeden Sonntag seine eigenen Gendarmen nötig hat...

Er besitzt vier Kinder und ist sonst über geschlechtliche Ausschweifungen nichts bekannt...

Auch erfuhr ich, daß sie schon als unbescholtene Mädchen hinter der Meske der Schwangerschaft Zigaretten geschmuggelt hat...

Die „JUGEND“ im Urteil der Presse:

Mit Beginn dieses Jahres hat diese bekannte Zeitschrift eine wesentliche, erfreuliche Umgestaltung erfahren. War sie bisher vor allem auf Unterhaltung eingestellt, so hat sie jetzt eine bedeutsame Erweiterung erfahren, indem sie vor allem junge Talente fördern will und Film und Foto, Theater und Bühne noch mehr einbezieht. Die beiden ersten Hefte sind ein guter Beweis für diesen neuen Geist.

Stuttgarter N.S.-Kurier vom 22. 1. 1937

Auch, wenn er nichts sagte, sah man ihm an, daß er die Unwahrheit sprach...

Vorher hatte er schon durch das Hinabwerfen Meiers über die Treppe angedeutet, daß er wenig mit ihm zu tun haben wolle...

Es ist schon vorgekommen, daß er an zwei oder drei Tagen in der Woche den blauen Montag feierte...

Auffallend war mir sofort, daß dem Beschuldigten das Bewußtsein des Meineids aus den Augen leuchtete...

Ich füge noch hinzu, daß mit dem Stock so heftig auf Hausmann eingeschlagen wurde, daß dieser in seinem oberen Teile zersprang...

Er hieb so unbarmerzig auf den Ochsen ein, bis es der gehorsamst Unterzeichnete nicht mehr aushalten konnte...

Aus Eingaben wegen des arischen Nachwuchses:

(Gesammelt bei der Polizeidirektion München)

Bitte senden Sie mir meine arische Großmutter mit Geburt und Tod...

Wegen Instandsetzung des Beamtengesetzes brauche ich meine Urgroßmutter...

Da ich in Hannover keine Kenntnisse besitze, komme ich zu Ihnen mit meiner Geburt...

Ich bitte um gefl. Auskunft, ob im dortigen Sterberegister mein toter Großvater erscheint. Er starb von 1821 bis 1860...

Heute komme ich zu Ihnen mit einer Angelegenheit, die Sie eigentlich gar nichts angeht: Ich brauche meine Großmutter, aber amtlich ist sie noch nicht gefordert...

Mein Schwiegervater gibt an, arisch zu sein. Mündlich kann man das nicht glauben, aber schwarz auf weiß kann man nicht daran zweifeln...

Ich quäle mich nun schon seit Jahren mit der Geburt meines Großvaters. Wollen Sie mich dabei unterstützen?

Gesammelt von Rolf Koeppele

Frauenleben und Frauenwerk im gestalterischen Schaffen

ERDE UND ICH

Von Ina Seidel

Erde, du bist nicht älter als ich,
Wir sind in einer Stunde geboren.
Als ich dem Mutterschoße entwich,
Rolltest du aus äthernen Toren,
Strotzend bunt und dumpf.
So geschah es!
Staunend stand und stumpf
Ich und sah es.

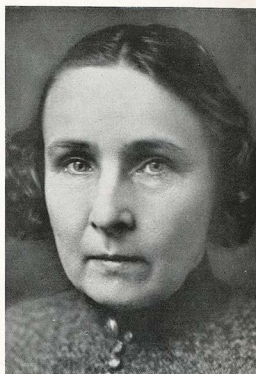
Ja, da warst du mir hingerollt,
Großer Ball voll Saft und Farbe,
Strahlend meerblau, grün und gold,
Traubensüß in jeder Felsenarbe.
Und so durch und durch mit blanken Erzen
Angefüllt, mit Feuer und Kristall
Bis zu deinem flüß'gen Lavaherzen —
Muscheln, Äpfel, Blumen überall!

Erde, oh, dann quoll es über
Wimmelnd zwischen dir und mir.
Brütend lieg' ich wie im Fieber
Endlos über dir.
Ewige Brahmanen ruf ich,
Und mit meinem Hauch
Alle deine Völker schuf ich —
Die Chinesen auch. —

Aus: Ina Seidel, „Die tröstliche Begegnung“, Gedichte. Zweite, stark vermehrte Ausgabe der Neuen Gedichte. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart und Berlin, 1933. 125 Seiten. In Leinen gebunden 7,50 RM.

Erde, als ich dich nun entdeckte,
Selig war mir alle zwei!
Als ich meine Orpheusee weckte
Und der Wildnis Tiere zog herbei:
Die Gazellen und die Schlangen,
Pelikan und Kolibri,
Der Magnolie Blüten sangen,
Tönend, schwingend aufgegangen,
Löwen blickten sanft auf sie.
So geschah es.
Niemand kam dazu.
Erde, ich und du!
Und ich sah es.

Als ich Berge Flammen speien ließ
Und das Wort „Oase“ fand
Und dort Dattelpalmen sein ließ
In dem weißen Wüstenbrand!
Als ich die Eiszeit erdachte!
Und mit meiner Stimme Ton
Auf den Inseln Menschen machte
Als den einz'gen Robinson!



Aufn. Atlantic

Ina Seidels Werk Eine Übersicht

„Das sparsam ausgeführte Netz der äußeren Lebenslinien mag sich für den Leser meiner Gedichte mit dem farbigen Schmelz des Erlebens füllen.“ Aus diesen Worten, mit denen Ina Seidel ihren „Abriß des äußeren Lebens“ abschließt, wissen wir, daß die Gedichte für sie der Kern ihres Lebenswerkes sind. Durch ihre Gedichte hat sie sich schon früh bedeutungsvoll neben Ricarda Huch gestellt.

Nach vier Bänden lyrischer Gedichte: „Gedichte“ (1914), „Neben der Trommel her“ (1915), „Weltinnigkeit“ (1918) und „Neue Gedichte“ (1927), die vergriffen sind, entstand, stark vermehrt um Neues, ein Auswahlband des Bleibenden: „Die tröstliche Begegnung“ (1933 / 3,50). Dieser schmale Band umfaßt in strenger Auslese, was in ihrem Werk neben dem lyrischen Erbe unserer Großen in der Dichtung Bestand bedeutet, und die große Linie fortführt, die durch Goethe und Nietzsche, in der Musik durch Schubert gebildet wurde. Die Größe ihrer Gedichte ist in deren Innigkeit gegründet, die das starke Gefühl des Novallis und die volle Hingabe des Franziskus einschließt. Der Erde fühlt sich Ina Seidel nahe und im Innersten verwandt. Der Erde gilt vor allem ihr Lied. Die Erde ist ihr die Mutter, die alle ihre Geschöpfe in sicherer Hut trägt. Ihr kosmisches Empfinden ist der Ausdruck starken Gottesglaubens. „Wenn Gott mir nah ist, bete ich zur Erde — — ans Herz des Waldes leg ich meine Hände.“ Im Sicheinsfühlen mit aller Kreatur verspürt sie ergreifen Gottes Walten. Ihre „Dankgebete an die mütterliche Erde, ihre kultisch-sakralen Sänge, ihre inbrünstigen Jubelpsalmen und verzückten Hymnen bergen erhebende und beglückende Klänge.“

Auch in ihrem erzählenden Werk ist Ina Seidel stetig gewachsen. Begonnen ward es mit dem Roman „Das Haus zum Monde“ (1916 / 4. Aufl. / 4,—), — mit dem wir die Entwicklung vier sehr

(Fortsetzung auf der folgenden Seite)

Abriß des äußeren Lebens

Ich bin 1885 in Halle a. d. S. geboren, wo mein Vater damals als junger Arzt bei Volkmann arbeitete. Mein Vater war Mecklenburger und ein Bruder des Schriftstellers Heinrich Seidel. Meine Mutter stammt aus Riga; ihr Stiefvater war der Ägyptologe Georg Ebers — uns Kindern ein unvergleichlich gültiger Großvater, mit dessen Sommerheim in Tutzing am Starnberger See sich meine schönsten Erinnerungen verknüpfen. 1886 zogen meine Eltern nach Braunschweig, wo ich bis zu meines Vaters Tode, 1895, sehr glückliche Kinderjahre verlebte. Meine Mutter ging mit meinen Geschwistern und mir zunächst nach Marbach a. L., dann nach München. Hier habe ich in den Jahren 1897 bis 1907 meine stärksten und entscheidendsten Jugendeindrücke empfangen: München war zu jener Zeit das künstlerische Zentrum Deutschlands, und seine Atmosphäre mochte für jeden Keim einer Begabung günstig und triebkräftig sein. Ernstlich zu arbeiten aber begann ich erst nach einer schweren Krankheit, die mir in meinem 23. Jahr die Bewegungsfreiheit für lange Zeit raubte. —

Ich lebe seit 1907, verheiratet mit meinem Vetter, dem Pfarrer und Schriftsteller Heinrich Wolfgang Seidel, in Berlin, mit der Unterbrechung eines neunjährigen Aufenthalts in der märkischen Waldstadt Eberswalde.

Dies sparsam ausgeführte Netz der äußeren Lebenslinien mag sich für den Leser meiner Gedichte mit dem farbigen Schmelz des Erlebens füllen. Von meinen Prosabüchern stehen mir selbst „Das Labyrinth“ und „Das Wunschkind“ am nächsten.

Ina Seidel

unterschiedlich gearteter Kinder in einer kleinen Stadt erleben — als Auseinandersetzung mit der Frage: Zwang der Vererbung oder Leben aus eigener Freiheit? Nach einem Novellenbände „Hochwasser (1920 / 2. Aufl. / 4.—), in dem Menschen in innerlicher Einheit mit ihrer Landschaft geschaut werden, gewann die Dichterin schon mit dem dritten ihrer erzählenden Werke eine überraschende Höhe und Reife.

„Das Labyrinth. Ein Lebenslauf aus dem 18. Jahrhundert“ (1922 / 12. Tsd. / 8.—) entwirft den Lebensfaden Georg Forsters. Nach ihrem eigenen Bekenntnis steht Ina Seidel dieses Werk und „Das Wunschkind“ besonders nahe. Georg Forster (1754–95), der, schon in seiner Jugend ein Wunderkind, in jungen Jahren an Cooks zweiter Weltumseglung teilnahm, der schon mit zwanzig Jahren als europäische Berühmtheit galt und eine Universitätsprofessur erhielt, hatte sein eigenes Leben als Labyrinth empfunden. Er geriet in die Wirren der französischen Revolution und starb arm und ausgezehrt, erst 41 Jahre alt, von allen verlassen, aber innerlich frei „nackt und bloß beim Minotaurus in der Kammer“. Die ganze Welt seines Jahrhunderts hat Ina Seidel in diesem Werke zu neuem Leben erweckt. „Denkmal eines starken Frauengeistes, wie wir deren nicht viele besitzen“, hat man es genannt.

Die vier zwischen 1922 und 1929 entstandenen Werke seien in diesem knappen Rahmen auch nur kurz erwähnt. In der historischen Erzählung „Die Fürstin reitet“ (1925 / 18. Tsd. / 2,30) wurde ein politischer Stoff aus der russischen Geschichte, die Thronerhebung der Großen Katharina II. in genialem Erfassen tief ausgeschöpft. — Der Roman „Brömseshof“ (1927 / 9. Tsd. / 5,25) erzählt uns eine herbe Familiengeschichte aus der Nachkriegszeit, einen Erbschaftsstreit um einen Bauernhof, dessen Erbe bei seiner kaum noch erwarteten Heimkehr erleben muß, daß er ein Fremder wurde. — „Eine Junigeschichte“ ward die Erzählung „Sterne der Heimkehr“ (1928 / 4. Tsd. / 6.—) genannt. In dem Erleben dreier Junitage wird alle Schönheit und Romantik der Jugend offenbar. — In der Erzählung „Renée und Rainer“ (1930 / 6. Tsd. / 4,80) werden die Fragen geistiger Führung und die Spannungen zwischen den Generationen und Geschlechtern durchleuchtet von letztem Verstehen dargestellt.

Das zweite erzählende Hauptwerk Ina Seidels „Das Wunschkind“ (1930 / 190. Tsd. / 6,50) wird die „Krone aller neueren deutschen Frauenbücher“ genannt. Auf mehr als tausend Seiten erzählt sie von einer Mutter und ihrem Kinde in chronikhaftem Stil, der zu-

tief diesem Stoff gerecht wird. Es ist unmöglich, auch nur annähernd die Fülle des Geschehens in diesem Buche wiederzugeben, das 1792 einsetzt und bis in die Befreiungskriege reicht. Vom Reitergefecht zu Ametz, in dem Cornelias Mann fällt, bis zur Schlacht bei Groß-Görschen, die das Leben des Sohnes, des Wunschkinde, fordert, rollt — sich spiegelnd im Schicksal dieser Mutter und ihres Kindes — das gewaltige Geschehen einer sich neu ordnenden Welt in einer Fülle weltanschaulicher Kämpfe vor uns ab. In dieser Prüfung wächst Cornelia, die Mutter, weit über alles hinaus. Das letzte Wort dieses Werkes mag für das Ganze zeugen: „Aber der Tag wird kommen — und er muß kommen — da die Tränen der Frauen stark genug sein werden, um gleich einer Flut das Feuer des Krieges für ewig zu löschen. Der Tag, da der Geist — die Taube — unter dem heiligen Regenbogen über der wiedergeborenen Erde schwebt.“

Seit 1930 ist nur noch ein erzählendes Werk Ina Seidels erschienen. „Der Weg ohne Wahl“ gestaltet das unausweichliche Schicksal dreier Menschen, eines Geschwisterpaares und seines Freundes, beginnend in den letzten Vorkriegstagen 1914, das unter dem ungeheuren Erleben des Krieges eine heroische Steigerung erfährt. Die Wandlung des verlogenen Lebensstiles der Eltern durch unerbittlichen Kampf der Kinder wird zu erlösendem Ausklang geführt. Die Eindringlichkeit der Darstellung seelischer Spannungen, die die letzten Möglichkeiten ausschöpft, ließ ein Werk entstehen, das besonders hervorgehoben werden muß.

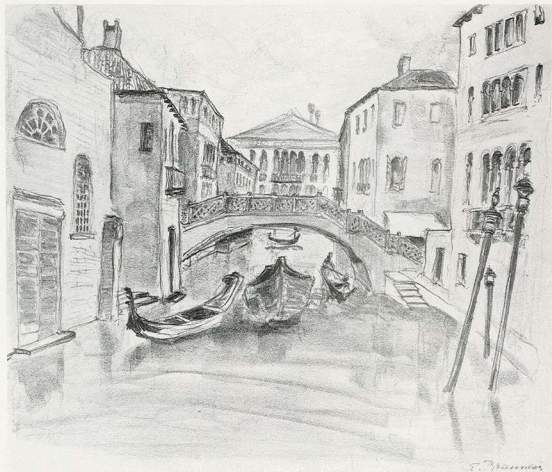
Ausgewählte Vorträge und Aufsätze bringt der Band „Dichter, Volkstum und Sprache“ (1934 / 4,25) als Stellungnahme und zuchtvoll gestaltetes Eingreifen in die geistige Entwicklung der Zeit bis in die Gegenwart, besetzt aus den verpflichtenden Kräften der Vergangenheit und Ewigkeit unseres Volkes. — Mit dem letzterschiedenen Werk „Meine Kindheit und Jugend. Ursprung, Erbe und Weg“ (1935 / 15. Tsd. / 3,50) gewährt uns Ina Seidel einen Einblick in die entscheidenden Jahre ihres Werdens. Wir erkennen, daß die Kräfte des Erbgutes in dieser begnadeten Dichterin so stark strömten, daß innerem Gesetz gehorchend ein Gesamtwerk von wahrhaft europäischer Bedeutung in herrlicher Geschlossenheit entstand. E. H.

(Alle in dieser Übersicht genannten Werke Ina Seidels, mit Ausnahme des Bandes „Die Fürstin reitet“, der in den Rembrandt-Verlag, Berlin, überging, sind im Verlage der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart und Berlin, erschienen.)



Formvollendetes Glasgeschirr

Aufn. Jenaer Glaswerk Schott & Gen.



Aus Venedig

E. Braunois

Formvollendetes Glasgeschirr

In Lehrbüchern der Ästhetik können wir es lesen: Ist ein Ding zweckmäßig, dann ist es auch schön. Und erlesen schön und zweckmäßig ist das feuerfeste Geschirr aus Jenaer Glas. Das, was uns Frauen daran so begeistert, sind seine vielseitige Verwendbarkeit und die edlen Formen, die eine Zierde jeder Häuslichkeit sind.

Es ist noch gar nicht so lange her, daß wir die ersten Backschüsseln, die ersten Teegeschirre aus Glas bewunderten. Wir wußten schon lange, daß es Flaschen für den Säugling, Gläser der verschiedensten Art für den Chemiker aus diesem feuerfesten Glase gibt. Aber solche Becher, Tassen, Kannen, Schüsseln — ja, Schüsseln, in denen man richtig backen und das Gebackene darin gleich auf den Tisch bringen kann, solche fabelhaft schöne Suppenterrine und Töpfe für Eierspeisen, Aufläufe, Gemüse und Puddings — die waren neu. Diese Auflaufform vom Feuer einfach in einen Teller gesetzt und schon ist fertig angerichtet.

Freilich, wir müssen da ein Vorurteil in uns überwinden. Denn mit dem Glas verbinden wir leichte Zerbrechlichkeit und äußerste Empfindlichkeit, wenn es mit heißer Flüssigkeit oder gar mit dem Feuer in Berührung kommt. Glas unmittelbar auf die offene Flamme? — Ja, das geht wirklich! Haben wir nur erst einmal aus eigener Erfahrung dies Vorurteil überwunden, dann werden wir uns auch gern all diesen schönen, zweckmäßigen Dingen aus Glas mit Freuden zuwenden.

Wenn man die Speisen ohne weiteres vom Herde auf den Tisch bringen kann, bleibt viel Zeit und Verdruß erspart, und die Speisen verlieren nicht mehr durch das Umfüllen ihr angenehmes Äußere.

Die Formen dieses Glasgeschirrs sind so vollendet schön, daß sie gutem Porzellan in Nichts nachstehen. Besonders für den Tee, für den wir hauchdünnes Porzellan so lieben, ist dies herrliche, durchsichtige Glas der rechte Werkstoff, das uns sein Aroma in köstlicher Reinheit ahnen läßt. Man braucht nicht unbedingt die Glasstassen, man kann auch bei den feuerfesten Teegläsern bleiben. Aber reizend sieht ein Teetisch aus, der ganz mit Glas gedeckt ist. Und den Vorteil, daß man die Teefarbe ausgleichen kann, hat die gläserne Teekanne noch obendrein.

Der Gebrauch formvollendetes feuerfestes Glasgeschirrs ist ein Kennzeichen fortschrittlicher, kultivierter Häuslichkeit geworden.

Maya Homuth

Ein Buch für die fotografierende Mutter:

KINDER IM LICHTBILD

von Gerhard Isert. 6. Tausend, RM —.40

Das ist endlich die quiklebendige Anregung, die immer fehlte.

Im Vertrieb: OTTO KLEMM, LEIPZIG, Salomonstraße 16



Plattdütsche Dööntjes van usen Stammisch

Use Stammisch steit in'n bannig gemütliche Eck in usen Kroog. Wecke Kroog dat is, dat muggen ji woll wäten; awer dat geht nims wat an. Wi käänt d'r got henfin'n in drapt us dor jeden Sunnabend. Regelmäßig kamt Inspektor Meldörp, Meister Stürmann, Sekertär Dicke un Propertär Neemann. Ick höör d'r ok to. Luter junge Kiris twüschen töstung un achtig. Towilien kaamt ok noch woll'n paar meer. Wi sünd kien Vereen un hebbt ok kien Satzung; awer fiew Punkte, de stat fat: 1. Wi willt vergnügt wesen; 2. Aewelnemen is nich; 3. Wi willt us duzen; 4. Wi snackt platt; 5. Politik ward nich dräwen. Jeder möt wat bistürn tor Unnerhoehlung, un dat dot se ok. Ick hebb wecke van de Dööntjes, de dor so vertelt wun sünd, upschräwen. Sünd ok woll ole Dööntjes twüschen; awer dat schadt' jo nich, wi hebbt d'r äwer lacht, un väl anner Lü schält d'r ok noch woll äwer lachen. Un Lachen is jo gesund.

1. Us' Trina

Meister Stürmann fung an to vertellen: „Wi harrn is mal'n Dirn.“ Dicke: „Ji hebbt jo gar kien Dirn.“ Stürmann: „Swieg rein still, Dicke, wat kennst du dorvan. Also, wi harrn mal'n Mäken, se heede Trina un stammde her van Beentoomer un weer'n Perle van Dirn; awer ers müß se noch väl leern. As se den ersten Dag bi us weer, gung se abens so sliesteerts na'n Bett un sä nix. Na, an'n annern Morn sä us Moder to är, so weer dat nich recht, se muß gonacht (gute Nacht) seggen. De Dag gung hen, de Abend keem, un as de Klocke tein slog, keem Trina in de Dör un sä ganz lud: „Go'n Nacht ok!“ Wi harrn just so'n lütje Sellschup, Mannslü un Frootslü, un allthop lachden un gnickerden se. Un an'n annern Morn sä us Moder to är, so weer't ok noch nich recht wesen. So wat muß man lise seggen. Na, de Dag gung hen, un de Abend keem. Us Moder weer ut, se muß na de Frootenschup hen, un ick her'n poor Frün bi mi. Wi späden'n Skat. Un as de Klocke tein slog, kummt Trina rin, bögt sick na min Oor dal un seggt ganz lise: „Ich gehe nun zu Bett, gute Nacht!“

Dicke: „Do büst du woll schaamvigelett wurn?“

Stürmann: „Swieg rein still, Dicke, du büs'n Däm'rack“

Meldörp: „Ick hebb jo Trina woll kennt, dat weer würllich 'n Perle. Aer Süster is bi us wesen, ok'n fixe Dirn. As se'n paar Wäken bi us weer, schunk min Fro är'n Theaterbiljet, Parter, erste oder tweede Reeg, 'n Eckplatz, ganz mojen Platz. Abens, as se los geit, verkliert min Fro eer ganz genau, wor se hengaen möt. Awer na'n Stunn weer se wedder dor. Un as min Fro är ganz verwunnert fragt, wo dat keem un wo dat wesen weer, do fung se an to vertellen: „Ja, dat weer ganz mol, dar weer'n großen Saat, so grot hebb ick noch kienen seen. Un dor weern ganz väle Lü, all weern se fein antagen. Wecke seten ok baben up'n Bään. Dor weer ok moje Musik. Do wurd'n Vorhang uptagen, un do seten dor ganz feine Lü an'n Disch un wecke stunn dor, un se snackden all döranner. Wat se säen, dat kunn ick nich recht verstaan. Awer dat wurd ümmer luter. Se schulln sick richtig, un de een Fro trappelte mit de Föt. Do bü ick up staan un weggaan. Denn us Moder seggt ümmer, wenn anner Lü Stried hebbt, denn deit man am besten, man gelt weg. Anners kummt man dor noch twüschen un hett d'r blot Verdreet van.“ Ik.

2. Ehre, dem Ehre gebührt

Sekertär Dicke weer an de Reeg un vertellde: „Mien Vader hett noch den olen Schoolmester Albers in'e Böckerner Gegend kennt. De weer dor as Junge Kiris henkamen un harr de School kregen. Van Hus ut weer he Snieder. Un mien Vader wuß nich, weer he nu Snieder un bito Schoolmester, oder weer he Schoolmester un bito Snieder. Na, is ok eenendoud. Disse Albers harrm Fro kregen, de all bi em in'e School gang harr. So'n ganz junges Ding. As he sick mit eer verlobt harr un eer küssen wull, do harr s' ers nix darvan weten wull, so säen de Lü. Awer dat harr se, doch fix leert. Bloos ers sä se ummer „Se“ to em. Do hett he eer seggt: „Nu mößt du ok „Du“ to mi seggen, nu büs du doch mien Bruut.“ — „Na“, hett se antwort, „nä, Ehre, dem Ehre gebührt, Römer am darsteinen.“ (Römer, im 13. Kapitel.)

Nebenstehende Aufnahme ist von Hilde Schlichter, Berlin, aus „Photo-Graphik“, Verlag Kodak, Berlin SW 68

As se tein Jaar wieder weern, do harr se aver de Büxen an, un as se noch tein Jaar wieder weern, do föörde se'n ganz stramm Regiment. Dat weer ok got, denn he weer man'n lichten Vogel. Eenmol, do weer mien Vader dor in'n Huus, un Albers woll gern mit, so eben na'n Kroog. Awer sien Fro, de frog ganz scharp: „Wo is dat mit Scholpepers-Fiet sien Bux, is de klor?“ — „Ja, Moder, sä, hier hangt se. Kumm, mien Deern, nu giv mi ok'n poor Groten, dat ick'n lütjen Stuck drinken kann.“ — Twee Groten wull se em geven. „Och, noch'n paar meer, nich, mien Deern.“ — „Ja, wenn du Geld hebben wullt, denn kannst du 'mien Deern' seggen. Nä, meer kriggst nich. Anners kumste mi wedder duun an'n Huus, duun as'n Hingst.“ Meer kreeg he ok'n lach.

3. De Puls hett'n verraen

„Den olen Medizinalrat Meinerts hebbt ji woll nich kennt“, fung Inspektor Meldörp an. „Dat weer'n düchtigen Doktor, un de Lü harr'n großen Respekt vor em. Eenmal wull he verreeisen un harr'n jungen Doktor annamen, de schull em verträen, wenn he weg weer. De müß in'n Spreekstunn bi em sitten un müß ok mit up'e Tour, wenn he de Kranken besöken dee. Dat he eer kennen leerde.“

Eenes Dags kamt se denn bi den olen dicken Propertär Alrichs.“ „Du seggst dat so, as off all Propertärs dick sünd“, reep Propertär Neemann darwüschchen.

„Neemann, swieg rein still“, sä Meldörp, „du büs jo ok nich dick.“ Do lachden se all, denn Propertär Neemann, de wog got sien 240 Pund.

Meldörp vertellde wieder: „Also, se kamt bi den dicken Propertär Alrichs an. De sitt in'n Leenstool, grote Deek aver de Been'n un puß't, as wenn'm döschden deit. „Na, wo ist denn vandag, Alrichs?“ fragt Doktor Meinerts em.

„Ja, man siecht, Herr Medizinalrat. Ich büs so benaut. Ick glöw, ick hebbt dat Feuer.“

„Denn listen S' mi den Puls mal fölen“, seggt de Medizinalrat; faat de Frat un föölt den Puls un kikt na de Klock.“

„Seer unruhig“, seggt'e un den ganz ernst: „Alrichs, ik fööl an den Puls, dat se wedder Eier äten hebbt. Un ik harr doch utdrücklich seggt, dat schull'n Se nich!“

„Ja, mien Fro moende...“, stöterde Alrichs.

Do fung de Medizinalrat an to schellen: „Wer is hier denn krank? Se oder eer Fro? Un weer schall hier verordnen? Ik oder eer Fro?“

„Ik will't ik ganz gewiß nich wedder don, Herr Medizinalrat; nu wesen Se man nich bö.“

„Ja, Alrichs, wenn Se nicht hör't un doot, wat ik eer segg, denn kann ik nich wedderkamen.“

Darmit gung de Medizinalrat hennut, un sien Assistent achter em an. As se nu bi'nanner in'n Wagen seten, frog de Assistent: „Aber Herr Medizinalrat, konnten Sie das am Puls föhlen, daß der Mann ein Ei gegessen hatte?“

„Och wat, dumm Tügel. Hebbt Se denn nich seen? De Kir harr jo slackert, un up sien West dor seet noch wat van't Ei.“

4. Scheet'n dot

Propertär Neemann vertellde:

„As de Baan van Olbong na Wilhelmshaven boot weer, dat weer jo woll 1867, do seet eenes Dags de ole Koopmann Meyer mit sien Fro in'n Zug. Se woll'n na Olbong. Up de anner Siet in eer Afdeed dar seet blot noch een Keerl. De seet still in'e Eck un harr de Ogen to. He sleep jo woll. As se'n Hus säten harr, stödde Fro Meyer eern Mann in'e Siet un flüsterde to em: „Ik glöw, ik hebb 'n Flo in'n Strump.“

„Fang em doch.“

„Dat geht doch nich. — Dar sitt jo de Keerl.“

„De slöppt jo.“

Fro Meyer bückt sick, tütt den Kleerrock 'n bäten hoch, schuwt den Strump wat dal un fingerde dar unnen wat rum. Bi dat Bücken aver fung dat in eer Lief an to rumoorn un to bullern, un do gung dar wat achter ut, wat man nich gern hören lett.

„Dat is recht, Fro Meyer, scheeten se'n dot, anners kriegt se'n doch nich.“

Un de Keerl seet in sien Eck un de, as wenn'e sleep.“

Entgleisungen

Aus dem Programm einer landwirtschaftlichen Ausstellung:

9 Uhr: Ankunft des Rindviehs, 9.30 Uhr: Feierlicher Empfang der Ehrengäste, 12 Uhr: Gemeinsames Mittagessen.

Von einer süddeutschen Dorfgemeinde ging nachstehende eigenartige Meldung an ihre vorgesetzte Behörde: „Gehorsamste Schafanzzeige alle Frühjahr wegen der Schafzucht in der Gemeinde Odebergfeldern.

Es zeigt pflichtschuldigst an, daß die Gemeinde heuer 197 Scharfe stark ist, wovon nur ein rüdigiger Hammel. Der gehorsamste Gemeindevorsteher Rase.“

Bekanntmachung: „Es wird hierdurch jedermannlich verboten, sein Vieh mit brennenden Pfeifen oder brennenden Zigarren zu füttern! Das Schultheißenamt.“

Das Ohlauer „Kreis- und Stadtblatt“ brachte folgenden sinnigen Glückwunsch: „Unserem hochverehrten Vorsitzenden Herrn A... nebst Frau Gemahlin zu ihrer Silberhochzeit ein dreifach donnerndes „Gut Wurf!“ Ohlau, den 21. Juli 1926. Kaninchenzüchterverein Einigkeit für Stadt und Land Ohlau.“

Bataillonsbefehl: „Von morgen an sind alle Hunde, vom Feldwebel abwärts, in den Kasernen untersagt!“

Im Jahresbericht des Hamburger Tierschutzvereins vom Jahre 1866 wird mitgeteilt: „Ein Tischlerlehrling wird zu zwei Tagen Arrest verurteilt, welcher eine an einer Leine befestigte Katze so lange ins Fleet tauchte und wieder herauszog, bis sie krepierete und sich dessen noch rühmte.“

Als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts bei einer Hundezählung in Baden die Ergebnisse an die Behörden gemeldet werden mußten, schrieb ein biederer Ortsvorsteher: „Untertänigster Hundebereicher. Der Verwalter — ein Hund. Der Doktor — ein Hund. Der Schullehrer — ein Hund. Zusammen drei Hunde.“

Vom Kasernenhof: „Müller IV, wie kommt du dazu, das Pferd ein dummes Sauviech zu nennen?! Das Pferd ist ein kluges und edles Tier! Merk dir das, du saudummes Roß!“

Weiter Weg

„Ich bin in Nürnberg geboren und in München zur Schule gegangen.“
„Sie Armerster... Jeden Tag solch weiten Schulweg!“

Brief ohne Worte

In Übersee erhielt ein Matrose einen Brief, aus dem er einen leeren Bogen Papier herauszog, den er nachdenklich betrachtete. „Nanu?“ fragt sein Kamerad.
„Tja“, sagt der andere, „in Colombo habe ich nicht geschrieben, und seitdem spricht meine Frau nicht mehr mit mir.“

Einladung

Ein Schotte trifft seinen Freund auf der Straße. „Großartig, daß ich dich endlich wieder einmal sehe!“ sagt er strahlend. „Weißt du was, damit wir uns in Ruhe etwas erzählen können, komme ich heute abend zum Essen zu dir.“

„Glänzend!“ sagt der andere: „Paß auf: Du gehst hier die Hauptstraße herunter, dann links, dann rechts bis Nummer 66, dann steigt du zwei Treppen hinauf und stößt die zweite Tür links mit dem Fuß auf...“

„Wieso mit dem Fuß?“
„Na, unter dem Arm hast du doch die Pakete für das Abendessen.“



(Walter Schulz)

Aberglaube: Spinne am Morgen

Nicht nötig

„Ach nein, in Dresden waren Sie auch?! Da haben Sie doch sicher die Gemäldegalerie besucht?“

„Nicht nötig, brauchen wir nicht. Unsere Tochter malt selbst.“

Doch nicht leicht!

Lehrer: „Es gibt keine Schwierigkeit in der Welt, die nicht überwunden werden kann.“
Karlichen: „Haben Sie schon mal versucht, Herr Lehrer, herausgedrückte Zahnpasta wieder in die Tube zu bringen?“

Bedingung

„Glaubst du, daß dir dein Vater erlauben wird, das Klavier mitzunehmen?“
„Er hat es sogar zur Bedingung gemacht.“

Darum —!

Bums — Krach — Tsching!
„Was ist denn los?“
„Ein Auto wollte in eine Seitenstraße einbiegen.“
„Na und —?“
„War aber keine da.“

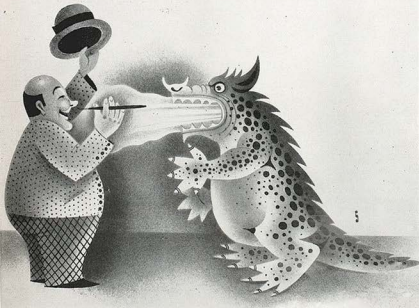
Anpassung

Bäuchle wiegt seine zweieinhalb Zentner. Besitzt einen besonders stattlichen Bauch. Treibt natürlich keinen Sport. Wieso auch? Sein Bauch stört ihn nicht. Doch plötzlich — „Nanu, Bäuchle?“
Bäuchle müllert, springt, hüpf, rennt und stemmt.
Sein Schweiß rinnt in gewaltigen Bächen. „Treibst du also doch Gymnastik, Bäuchle?“
Bäuchle stöhnt: „...“
„Muß ich. Habe einen Kleinwagen gewonnen, muß ihn bis Sonntag wegfahren, komme aber so nicht hinein.“

(Walter Schulz)

Darf ich um Feuer bitten?

(Bold)





Balkon-Geflüster

Toni Bichi

Leidenschaften

Friedrich Schleiermacher wirkte als junger Prediger in Tegel, das damals noch ein kleines Dorf bei Berlin war. Eines Sonntags predigte er in der Dorfkirche über die Leidenschaften, ihre Folgen und ihre Bekämpfung.

Als die Andacht vorüber war, kam eine Bäuerin zu ihm und sagte: „Ich danke Ihnen auch schön für die Predigt, Herr Pastor. Sie haben mir heute so recht aus dem Herzen geredet. Ich habe nämlich auch fünf Leidenschaften zu Hause.“

„Wie?“ fragte Schleiermann erstaunt, „fünf Leidenschaften gleich?“

„Ja“, erwiderte die Frau, „fünf Leidenschaften! Fünf kleine Kinder, die alle die Masern haben...“

Hockewanzel.

Vom böhmischen Wenzel Hocke den sie dort Hockewanzel nennen, erzählen die Bauern von Klein-Pocken allerlei lustige Streiche. Der Hockewanzel hatte sich ein Pferd zugelegt, als er einmal drei Gemeinden auf einmal betreten mußte. Das paßte einem neidischen Ortsvorsteher nicht. Er sagte, daß Christus nur auf einem Esel geritten sei, der Pfarrer aber brauche ein Pferd.

„Ja, die Welt ist anders geworden!“ erwiderte Hockewanzel. „Seit bei uns die Esel Gemeindevorsteher werden, muß man auf Pferden reiten!“

Verspätung

Treffpunkt Normaluhr. Sturz wartet. Wartet schon ewig. Endlich kommt sie: „Entschuldige, ich habe 20 Minuten Verspätung.“

Sturz: „Du hast dich aber im Tag geirrt. Ich warte seit gestern.“

Derjenige, welcher

Verärgertes Besucher: „Wer, zum Teufel, ist in diesem Büro eigentlich der verantwortliche Mann?!!“

Stift: „Wenn Sie den Mann meinen, der immer alles ausbaden muß, dann bin ich es.“

Donner und Doria

Der kleine Georg kommt zum Nachbarn gelaufen.

„Herr Schulz, Herr Schulz, wir haben Zwillinge gekriegt! Sie heißen Donner und Doria.“

„Wie heißen Sie?“

„Donner und Doria.“

„Das sind doch keine Namen, mein Junge!“

„Aber doch, Vater hat gerufen: Donner und Doria.“

Inkognito

Müller saß am Steuer.

Fuhr wie ein Verrückter.

Der Verkehrsschutzmann hob den Arm.

Hielt ihn an.

„Ihren Führerschein!“

Müller stottert: „Pardon, ich fahre inkognito.“

Das prachtvolle Winterbuch

von DR. PAUL WOLFF

SKIKAMERAD TONI

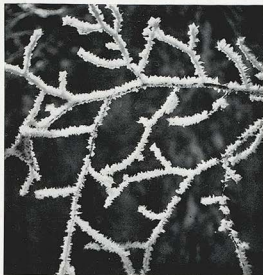
Winterfahrten um Garmisch-Partenkirchen
Hochgebirgsfahrten mit der Leica

76 meisterhafte, reizvolle Bilder von den hayerischen Bergen, großes Format 24x28 cm, Ganzleinen mit zweifarbigen

Schutzumschlag RM 6.40

Glitzernder Schnee, klarblauer Himmel, verschneite Berge und Wälder. fröhliche Menschen beim Wintersport in Schnee und Eis, alles wird zum eindrucksvollen Erlebnis durch diese herrlichen Aufnahmen von Dr. Paul Wolff und die fröhliche sportliche Plauderei von Burghard von Resnick. Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

H. BECHHOLD VERLAG, FRANKFURT AM MAIN



Rauhreif — Aufn. mit Perutz-Persensofilm von Ernst Baumann

Heran — Großaufnahmen

Warum wohl die meisten Fotoamateure so schrecklich schüchtern sind? Ihr Dreibein immer möglichst weit vom Aufnahmeobjekt entfernt aufstellen und im wahren Sinne des Wortes Mikrofotografie betreiben? Mikrofotografie deshalb, weil alles so klein auf den Film kommt, daß man zur Betrachtung bald ein Mikroskop heranziehen müßte.

Auf diese Weise kommen immer tausenderlei Dinge auf das Bild. Von jedem ein bißchen. Aber im Grunde halt doch zu viel und vor allem Sachen, die nichts miteinander zu tun haben.

Sparsamkeit ist das zwar schon. Wo andere einen ganzen Film durch den Bauch ihrer Kamera jagen, genügt ein einziges Bild, — wenigstens mengenmäßig. Ob es in der Qualität hinreicht — Fragezeichen!

Das wird letzten Endes schon deshalb nicht möglich sein, weil da manche Dinge auf das Bild kommen, die im Grunde nichts miteinander zu tun haben. Jedes wäre eher für sich allein ein geschlossenes Ganzes, das seine eigenen Werte besitzt, für sich schon so schön ist, daß andere Dinge zwar im wahren Sinne des Wortes mehr bringen, aber dafür das Eigentliche verdecken. Und dann springt es auf dem fertigen Bilde nicht recht in die Augen, man sucht nach motivlichen Dingen, und findet sie vielleicht endlich irgendwo im schönsten Dornröschenschlaf.

Das also muß ganz anders werden. Jede Kamera mit Auszug läßt sich mindestens bis auf einen Meter einstellen. Das soll man ausnutzen. Soll dann und wann auch noch näher an das Motiv herangehen, unter Umständen Vorsatzlinsen oder den doppelten Bodenauszug zu Hilfe nehmen. Wer es sich leisten kann, kauft ein Teleskopobjektiv.

Warum wirken wohl die meisten Aufnahmen eines Tonfilmes so gut? Einfach deshalb, weil man mit der Kamera direkt herangegangen ist, weil man das Großbild vorzieht, ein paar charakteristische Gegenstände aus einer Vielheit herausnimmt.

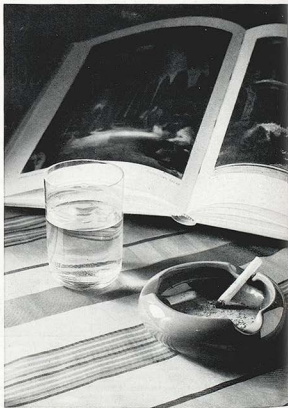
Und das können wir in der Amateurfotografie auch. Für uns ist es sogar oft noch besonders einfach, weil das Moment der Bewegung fehlt, weil wir Zeit haben, weil wir allein für uns arbeiten. Freilich ist es schwer, den Übergang vom Totalbild zum Großbild zu finden. Der Mensch trennt sich außerordentlich schwer von scheinbaren Reichtümern. Es fällt ihm nicht leicht, nun auch noch diesen Baum wegzulassen, den Weg vorn zu kürzen, auf diese Regenpfütze zu verzichten und weitere Entbehrungen auf sich zu nehmen. In Wirklichkeit sind diese Entbehrungen aber überhaupt keine Entbehrungen, sondern die Schere eines Meisters, der gestaltet, der das Wesen einer Sache erkennt und diese eigentliche Sache hervorhebt, klarstellt und formuliert.

Man wird grundsätzlich fragen können, weshalb sich denn nur schwer oder zuweilen auch überhaupt nicht bestimmte natürliche Eindrücke als Totalität wiedergeben lassen. Diese Frage ist zugleich immer wieder der Kernpunkt, über den man schwer hinwegkommt, weil die notwendig verneinende Antwort viele Erfahrungen voraussetzt. Und doch liegt die Antwort klar.

In der Schwarz-Weiß-Fotografie fehlt die Farbe, regiert aber der Tonwert. Damit ist die optische Skala in einer Richtung eingeeignet, elementarisiert. Daraus folgt notwendig, daß auch das Motiv elementarisiert d. h. vereinfacht werden muß. Es muß ein lineares, ein Helligkeits- oder ein Formmoment als Zentrum herausgegriffen werden, um das sich alles andere schart. Das wiederum ist nur möglich, wenn wir unsere Umwelt zergliedern, hier eine Baumgruppe mit Wolken darüber, dort eine Waldblume, hier das Porträt eines Menschen, dort das Portal einer Architektur erfassen. Es geht also darum, daß der Ausschnitt für die Gesamtheit spricht, die Baumgruppe mit Wolken von einem schönen Sommertag berichtet, die Waldblume Schönheit und Reichtum des Waldes veranschaulicht, das Porträt das Menschen als Spiegel seiner Seele erfaßt wird, das Portal in perspektivisch richtiger Wiedergabe den Stil einer Zeit verdeutlicht.

Ganz gewiß fehlt dabei für das eine Bild irgend etwas anderes. Aber es läßt sich ja eine zweite, eine dritte Aufnahme machen. Andererseits wird man diese Lücke nicht verspüren und nicht als nachteilig empfinden, wenn der dargestellte Ausschnitt mit wirklicher Liebe erfaßt wurde, unter Heranziehung aller fotografischer Mittel vollendet zur Darstellung gelangte.

Die Großaufnahme ist also ein Stil, den die Schwarz-Weiß-Kunst notwendig vorschreibt. Als Haupt-Aufgabe bringt er Beschränkung auf das Wesentliche mit sich. Er zwingt zu überlegter Arbeit. Und deshalb liegt in der Fotografie noch ein höherer, ein gestalterischer Wert. cl-1



Aufn. Fritz B o s t, Schönbach-CSR. Ideal-Kamera 10x15, Tessar 1:4,5, f = 16,5 cm, 12 Sek., Blende 25, Opallampe 200 Watt